

Erzählung von Alfr. Friedmann.

Es war eine schöne Zeit, als Deutsch-

land noch sechsunddreißig Fürsten und

Baden-Baden seine Spielbank hatte.

Es lag an den Pfosten Frankreichs,

der Schweiz, vieler, vieler germanischer

Staat und Städte; es war nicht weit

von Holland, Belgien und England;

Österreich, Ungarn und selbst

Russen verloren dort ihr Geld!

Turgeniew schrieb daselbst seinen

„Rausch“.

Einmal kam auch ein reicher Mosk-

witer mit einer wunderschönen Tochter

dahin. Sie stiegen als gute Russen

natürlich im Hotel d'Angleterre ab

und machten Ausflüge nach Yburg, in

die Weib! sie träumten auf den Ru-

inen aus zerfallenen Fensterluden der

Rhein, der sich wie eine Kristall-

schlange durch blühende Felder und

Weinberge wand, bis sich ihr Blick auf

einer fernen, fernen Riesennadelspitze

im bläulichen Dunste verlor — dem

Münster des damals noch französischen

Strasbourg.

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 7. März 1902.

Jahrgang 22. No. 27.

den Garten ging, die Eingangstür

zu der Veranda führte aber direkt in

diesen Garten. Er hatte seinen Diener

fortgeschickt und war allein.

Um die bestimmte Stunde erscheint

der schöne Neapolitaner, steht die Ver-

anda, von solchen Hoffnungen gewiegt,

in den ersten Stock und findet das —

Zimmer der Tochter, darin auch den

Vater mit zwei geladenen Pistolen.

Der Graf verteilte die Thür und

sagt zu dem armen Gaetano, der vor

Schreck und Enttäuschung zittert:

„Ich kann Sie tödten, ich habe das

Recht dazu. Sie treten in der Däm-

merung in das Zimmer meiner Toch-

ter, nachdem Sie durchs Fenster ein-

gestiegen. Wenn ich Sie einen Ver-

brecher behandle, was ganz natür-

lich ...

„Aber, mein Herr, ich bin kein Dieb

...“ sagte Gaetano, kaum der Sprache

mächtig ...

„Was sind Sie denn? Sie kommen,

etwas dienen kann — rechnen Sie auf

mich. Vorwärts! ...

Dieses Abenteuer machte natürlich

viel von sich reden.

Gaetano Mauro wußte aber Helena

ein andere Darstellung des Ganzen

vortragen zu lassen, nachdem die drei

gestrenge Herrn Papas für einen

Augenblick die Lichtgestalt des blaffen

Neapolitaners verbunkelt hatte.

Der Herr Graf Starowitstow

hatte sich jedoch bei der Frage „Haben

Sie eine Brieftasche?“ einen Augenblick

umgedreht, um im Notfall seinem

Chevalier eine zu leihen.

Er bemerkte nun nicht nur die

zwanzigtausend Francs, sondern auch

fünfzigtausend Rubel, die in brüder-

licher Nähe bei jenen blauen Biletts

geschlummert.

Er beschuldigte Diener, Hausknechte,

ja er warf einen mißtrauischen Blick

auf seine schöne Tochter Helena! Hatte

er vielleicht Mauro Geld gestohlen?

Die gelbe Rose.

Eine amerikanische Kriminal-Erzäh-

lung aus der Gegenwart, von

Adolf Höller (Hannover).

Ich und John Roney waren Stud-

ienfreunde und immer beifammen,

hatten fast die gleichen sportlichen

Passionen und — das ist das Seltsame

und Komische — ein und denselben

Geschmack hinsichtlich des schönen Ge-

schlechtes. Als wir zusammen die

Tanzschule besuchten, lernten wir die

schöne, blonde Tochter des Kaufmanns

Fundon kennen. Wir verliebten uns

in sie wie auf Kommando. Ich hatte

bei ihr jedoch mehr Glück als Roney,

und daher wurde sie meine Frau.

Eines Tages machten wir eine

Rahn-Partie, zu der auch mein Freund

einladen wurde. Durch eine Unvor-

sichtigkeit fiel er in's Wasser. Meine

Frau, eine vorzügliche Schwimmerin,

rettete ihn vom Ertrinken. Zu der

Liebe gefiel sie sich nun bei ihm auch

nahe, daß sich wegen der gelben Rose

der Verdacht auf ihn gelenkt habe und

forderte ihn auf, auszusagen, was er

von dem Morde wisse, oder zu bekem-

nen, daß er der Mörder sei.

John wendete sich ab, und mit Thrä-

nen in den Augen behauptete er seine

Unschuld. „Meines Freundes Frau“,

sprach er, „hat mir das Leben gerettet,

und ehe ich mich zu einer solch schred-

lichen That entschließen würde, wollte

ich mir weit lieber selbst den Tod ge-

ben.“ Aber das half ihm nichts. Man

führte ihn wieder in's Gefängnis zu-

rück, und ich wurde entlassen.

...

...

...

...

...

...

...

...

...

Die Sonne! Schönwichtig strahlen

wir unsere Arme aus; sie ist uns ein

Sinnbild allumfassenden Glücks. Sie

ist die große Kraft, die schafft in der

Natur.

Und wenn der Sonne Strahl durch

das Fenster bricht, dann wird es hell

im Zimmer und es freut sich der

Mensch. Aber finstere Wolken ver-

schleiern oft den goldenen Glanz, ver-

decken und verstellen ihn. Nur ein

matter Lichtschein breitet sich über die

Welt. Im Halbdunkel tastet man

umher. Da möchte man rufen: „Gib

mir die Sonne!“

Die Frauen können die Sonne

geben, wenn sie sie nur geben wollen.

Sie brauchen nicht Nektars zu sein,

mit schimmernden blonden Locken und

weißer, durchsichtiger, strahlender

Haut. Menschen müssen sie sein. Nur

Menschen, jedoch in des Wortes echter

Bedeutung, die das Gute wollen und

das Schöne lieben.

Teilt eine Frau in ein Gemach, da-

rin die Freude herrscht, so muß ein

liebes warmes Wort von ihren Lippen

Er bewohnte einen Anbau, der in

Das Bilet kam nicht in Helens

Barbier (zum Lehrling, nachdem die-

Am folgenden Tage erhielt ich eine

Professur vor einem kleinen Wiener

Lehrer: „Wir wollen heute in der